

Kooperation von Schule und Eltern mit Migrationshintergrund

Fachbrief Nr. 8

Inhalt des Fachbriefes:

- Brücken im Kiez — Bildungspartnerschaften zwischen muslimischen Gemeinden, Familien und Schulen..... 2
- Interview mit Prof. Dr. Schiffauer..... 3
- Interview mit Schulleiter Markus Schega..... 7
- Interview mit dem Projektteam „Brücken im Kiez“ 11
- Literatur zum Thema 17
- Islamische Organisationen..... 18
- Adressen und Kontakte in Berlin 19

Ihre Ansprechpartnerin in der Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung:
Ulrike Grassau, Tel. 030 90227-5693, E-Mail: ulrike.grassau@senbwf.berlin.de

Ihr Ansprechpartner im Landesinstitut für Schule und Medien Berlin-Brandenburg (LISUM),
Wolfgang Jehlicka, Tel. 03378 209-433, E-Mail: wolfgang.jehlicka@lisum.berlin-brandenburg.de

Diesen Fachbrief finden Sie auch unter:
www.berlin.de/sen/bildung/foerderung/sprachfoerderung (Materialien für Lehrkräfte)
<http://bildungsserver.berlin-brandenburg.de/elternmigrationshintergrund.html>

Redaktion: Dr. Dorothea Bolte, Tel. 030 90227-5827, E-Mail: dorothea.bolte@senbwf.berlin.de

Der folgende Fachbrief widmet sich einem Projekt, das einen **intensiven Austausch zwischen muslimischen Gemeinden und ihren Mitgliedern sowie Schulen und Lehrkräften** zum Ziel hat. Die folgenden Interviews über die Aktivitäten, Erfahrungen und Ziele wurden von Evelin Lubig-Fohsel mit dem Initiator des Projekts, dem Projektteam sowie einem Kreuzberger Schulleiter geführt. Ein weiteres Interview mit Vertretern einer muslimischen Gemeinde wird im Fachbrief „Kooperation von Schule und Eltern mit Migrationshintergrund“ zu Beginn des Schuljahrs 2012/13 veröffentlicht.

Die Chancen der Zusammenarbeit sind gewaltig. Viele Möglichkeiten werden bisher kaum genutzt. Wenn die Muslime und wir stärker aufeinander zugehen, können wir einen wesentlichen Beitrag nicht nur zur Integration als solcher, sondern für die Menschen in unserer Stadt leisten.

Dr. Ehrhart Körting (2006): Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Moscheegemeinden? Einige Einschätzungen. In: Spielhaus, Riem/Färber, Alexa (Hrsg.) a. a. O.

Brücken im Kiez

Bildungspartnerschaften zwischen muslimischen Gemeinden, Familien und Schulen

Das Verhältnis von Schule und muslimischem Elternhaus ist weitgehend von gegenseitigem Misstrauen sowie Missverständnissen bestimmt. Die Unkenntnis der Sichtweise des Gegenübers führt im schulischen Alltag oft zu Stereotypisierungen und Verhärtungen. Muslimische Eltern befürchten, dass ihre Kinder im „Wertechaos“ der westlichen Welt ohne religiöse Orientierungsmaßstäbe verloren gehen und Lehrkräfte warnen vor Indoktrination, islamistischer Unterwanderung und der Verdrängung zivilgesellschaftlicher Werte. Vor diesem Hintergrund erhält das Projekt „Brücken im Kiez — Bildungspartnerschaften zwischen muslimischen Gemeinden, Familien und Schulen“, das von der Stiftung *Brandenburger Tor* initiiert wurde, eine große Bedeutung.

In den folgenden Interviews werden die Entstehungsgeschichte, die Ziele, die bisherigen Erfahrungen und die weiterführenden Perspektiven des Projekts deutlich. Die Interviews wurden mit dem Initiator des Projekts, Herrn Prof. Dr. Werner Schiffauer, der für das Projekt zuständigen Referentin der Stiftung *Brandenburger Tor*, Frau Caroline Armand, der Projektleiterin, Frau Dr. Susanne Schwalgin, den Mitarbeiterinnen des Projekts, Frau Neslihan Kurt und Frau Meryem Uçan, und dem Schulleiter der Nürtingen-Grundschule, Herrn Markus Schega, durchgeführt.



STIFTUNG
BRANDENBURGER TOR

Die Stiftung Brandenburger Tor arbeitet operativ in den Bereichen Kultur, Bildung und Erziehung sowie Wissenschaft und Forschung. Sie verfolgt ausschließlich gemeinnützige Zwecke. Dabei initiiert und konzipiert sie eigenverantwortlich ihre Förderprojekte und setzt diese selbst um. Ihren Sitz hat die Stiftung im Max-Liebermann-Haus am Brandenburger Tor in Berlin. Die Stiftung wurde von der Landesbank Berlin Holding AG im Dezember 1997 gegründet.

Kontakt: www.stiftungbrandenburgertor.de

Interview mit Prof. Dr. Werner Schiffauer

Werner Schiffauer ist Professor für Vergleichende Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). In seinen Arbeiten zu religiösen Gemeinschaften, z. B. der Islamischen Gemeinschaft Milli Görüş (2010), setzt er sich u. a. mit dem Identitätswandel der zweiten Generation von Muslimen in Europa auseinander.¹ Werner Schiffauer ist seit 2008 Mitglied im Beirat „Bildung und Erziehung“ der Stiftung *Brandenburger Tor*. Er hat das Projekt vorgeschlagen und begleitet es.

Welche Erfahrungen und Erkenntnisse haben Sie motiviert, das Projekt „Brücken im Kiez“ zu initiieren?

Von Seiten vieler Lehrkräfte werden das muslimische Elternhaus und die islamische Gemeinde als Institutionen angesehen, gegen die man große Vorbehalte hat, als Hort der Frauenfeindlichkeit, der Irrationalität, des Paternalismus, des Antisemitismus, der Homophobie und der Ehrenmorde. Der islamische Erziehungshintergrund wird für die Sozialisation der Kinder als problematisch wahrgenommen. Umgekehrt begegnen die muslimischen Eltern aus den Gemeinden der Schule gegenüber mit einem starken Islamophobieverdacht. Es spricht sich schnell herum, an welcher Schule es islamophobe Äußerungen gibt und es existiert eine Art Gerüchteküche über Schulen. Einzelfälle werden schnell verallgemeinert. Diese Situation bringt die Kinder in ein Dilemma. Sie wollen ja sowohl den Eltern als auch der Schule und der deutschen Gesellschaft gegenüber eine positive Beziehung entwickeln und sind im Hinblick auf ihre Bildungs- und Entwicklungschancen auf eine positive Beziehung zu allen Seiten angewiesen.

Ich möchte dieses Dilemma mit einem Beispiel aus meinem eigenen Umfeld illustrieren. Meine Tochter geht in eine Kreuzberger Grundschule und hat sich mit einem türkischstämmigen Mädchen angefreundet. Als meine Frau und ich das Mädchen fragten, ob sie unsere Tochter nicht einmal besuchen wolle, sagte sie: „Ja gern, aber meine Mutter trägt ein Kopftuch.“ Das Kopftuch der Mutter hatte das Mädchen in der 2. Klasse der Grundschule bereits in seiner Signalwirkung erkannt und als mögliches Problem für soziale Kontakte identifiziert.

Können Sie Ihre Erfahrungen mit den Gemeinden konkretisieren?

In meinen Arbeiten über die islamischen Gemeinden wurde mir sehr deutlich, wie hoch die Bildungsaspirationen der muslimischen Eltern sind und wie Eltern auch durch Nachhilfeunterricht versuchen, ihre Erwartungen und Hoffnungen umzusetzen. Viele Gemeinden bieten den Eltern Unterstützung an, z. B. Nachhilfeunterricht für die Kinder; auch weil sie den Islam von dem Image der Migranten- und Arbeiterreligion befreien möchten. Das Hineingehen in die Mehrheitsgesellschaft wird durchaus als Programm gesehen, um dem Islam ein achtungsvolles und würdevolles Bild zu verleihen. Es gibt Rundbriefe, in denen Eltern aufgefordert werden, die Kinder, und zwar sowohl die Jungen als auch explizit die Mädchen, auf weiterführende Schulen, insbesondere Gymnasien, zu schicken, und es gibt Ermutigungen und Unterstützung für Schüler/-innen, die diese Schulen besuchen.

Eine andere Erfahrung habe ich durch ganz persönliche Begegnungen während der Sommerkurse der Milli Görüş² in Baden-Württemberg gemacht. Da war ich über die Motivation der Schüler überrascht, die von der Hauptschule kamen und dort religiöse Unterweisungen erhielten. Sie waren mit großer Begeisterung bei der Sache und ich hatte das Gefühl, dass diese Jugendlichen, die in der Schule erfolglos sind, durchaus ein Potenzial haben, das nicht genutzt wird und das auf diesen Sommerschulen zum Tragen kommt. Die Jugendlichen berichteten von der positiven

¹ Schiffauer, Werner (2010). *Nach dem Islamismus — Eine Ethnographie der Islamischen Gemeinschaft Milli Görüş*. Berlin. Suhrkamp

² Kurzinformationen zu muslimischen Gemeinden werden auf S. 18 gegeben

Atmosphäre in der Sommerschule. Eine Rolle spielten dabei gewiss die Lehrer: Es handelte sich um relativ junge Akademiker aus der Türkei, Doktoranden in Fächern wie islamischer Kunst oder Philosophie. Wichtig war aber auch, dass die jungen Leute in einem Raum waren, in dem sie sich sicher fühlten und anerkannt wurden. Und auf einmal brachten sie Leistungen und ein Interesse auf, das sie an der Schule vermissen ließen.

Beobachtungen und Erfahrungen wie diese haben mich dazu gebracht zu fragen, ob in den islamischen Gemeinden nicht ein Potenzial liegt, das man in die Schulen einbringen kann, und ob die Kooperation zwischen islamischen Gemeinden, Eltern und Schulen nicht dazu beitragen könnte, Bildungsprozesse positiv zu beeinflussen und zu effektivieren.

Hinzu kam, dass die Stiftung *Brandenburger Tor* mich fragte, ob ich in ihrem Bildungsbeirat mitarbeiten wolle. Das war dann der äußere Anlass, um das Projekt "Brücken im Kiez" zu entwickeln.

Wie sehen Sie die Situation in den islamischen Gemeinden bezogen auf ihre Kooperationsbereitschaft und Bildungsangebote?³

So gut wie alle Gemeinden sind Bildung gegenüber sehr aufgeschlossen und organisieren ein eigenes Bildungsangebot. Dieses ist dann freilich je nach Orientierung der Gemeinden unterschiedlich ausgeprägt. Die Gülen-Bewegung hat ein großes Bildungswerk, das stark mittelschichtorientiert ist. Hier werden auch Eltern angesprochen, die nicht zur Gemeinde gehören. Das Angebot des Verbands der islamischen Kulturzentren (VIKZ) ist stärker religiös ausgerichtet — die Zentren bilden z. B. ihre eigenen Geistlichen aus. Auch die Nurcu-Gemeinde hat stark spirituelle Interessen, was mit ihrer Herkunft aus der islamischen Mystik zusammenhängt. Die Milli Görüş-Gemeinden sind vor allem in den klassischen Arbeitsmigrantenvierteln aktiv. Hier gibt es ein starkes, von islamischen Studenten getragenes Angebot: Sie treten als Vorbilder auf und signalisieren: Wenn wir es geschafft haben, könnt ihr es auch schaffen. Was allen diesen Gemeinden im Unterschied zu den alten Migrantengemeinden gemeinsam ist, ist die starke Stellung der jungen Frauen. Alle Gemeinden setzen unterschiedliche Akzente, aber alle mit dem Ziel, Bildung zu vermitteln und die Gemeindemitglieder beim Erwerb von Bildung zu unterstützen. Doch leider teilt sich in der Öffentlichkeit und in den Medien von dieser Entwicklung kaum etwas mit.

In jeder Gemeinde gibt es eine Spannung zwischen einem Flügel, der sich öffnen und in die Gesellschaft hinein möchte, und einem Flügel, welcher der Gesellschaft mit Distanz gegenübersteht. Letzterer beurteilt die Chancen, in die Gesellschaft hineinzukommen, wegen der Diskriminierung skeptisch und setzt deshalb eher auf Segregation. Diejenigen, die mit uns kooperieren, möchten sich in die deutsche Gesellschaft einbringen und die Gemeinde stärker darin verankern. Sie agieren auch als Vermittler und interreligiöse, interkulturelle Übersetzer zwischen der deutschen Gesellschaft und den islamischen Gemeinden. Das ist der Flügel, auf den ich meine Hoffnung setzte, was das Zusammenleben zwischen den Gemeinden und der deutschen Gesellschaft betrifft.

Was zeichnet die Gemeinden in der Diaspora-Situation aus?

Das Faszinierende dieser Gemeinden besteht darin, dass sie von unten gegründet worden sind. Die Gemeinden, die es in Berlin überall in den Hinterhöfen gibt, sind von ihren Mitgliedern in Eigenarbeit aus dem Boden gestampft worden und das bedeutet, dass sie einen Islam von unten repräsentieren. Dieses Phänomen ist etwas völlig Neues in der islamischen Welt. Während der Islam z. B. in der Türkei von oben in einer fast kirchenanalogen Struktur organisiert ist und vom Staat kontrolliert wird, entstand in der Migration eine völlig neue Situation. Es gab kein religiöses Angebot und die Arbeitsmigranten mussten sich mit eigenem Geld und hohem Engagement ihre Moscheen und eine Gemeindestruktur aufbauen sowie die Hodschas finanzieren, die u. a. das Gebet leiten und den Koran lehren. Das hatte zur Folge, dass in gewisser Weise der Islam von unten neu erfunden wurde. Ein Arbeiterislam von Migranten ist kritischer gegenüber

³ Kurzinformationen zu muslimischen Gemeinden werden auf S. 18 gegeben.

etablierten Strukturen, begeistert sich für Themen, an denen staatliche Hodschas nicht unbedingt ein Interesse haben, und ist damit auch proletarischer, lebendiger und vitaler. Alle diese Gemeinden haben es geschafft, ein erhebliches Eigenleben zu entwickeln und weiterzuführen. Sie waren mit den Familien, die sie eingerichtet hatten, und mit den Quartieren, in denen diese lebten, eng verbunden. Es waren ihre Orte, mit denen sich die Familien identifizierten und die sie zu ihrer neuen religiösen Heimat aufbauten. So entwickelten sich Strukturen, die eine viel größere Bindung des Einzelnen an die Gemeinde schaffen. Es entstand ein Potenzial, das Mobilisierung und Engagement ermöglichte und von der 2. Generation (die erste Generation war vor allem auf die Rückkehr in die Türkei ausgerichtet) genutzt wird, um in die deutsche Gesellschaft hineinzuwirken, in der sie ihre Zukunft sieht.

Dies gilt für die VIKZ, die Milli Görüş, die Nurcu-Gemeinde u. a. Eine Ausnahme bildet die DITIB (Türkisch Islamische Union der Anstalt für Religion e. V.), die zahlenmäßig den größten Verband darstellt. Die DITIB hat eher die Struktur eines staatlich organisierten Angebots, das die Gläubigen vor allem in ihrer Religiosität unterstützt. Mit der Şehitlik Moschee am Columbiadamm ist ein repräsentatives und ansehnliches Monument entstanden, das die Gläubigen anzieht. Gleichzeitig findet dort weit weniger Gemeindeleben statt als in den anderen Moscheen.

Mit welchen Gemeinden arbeitet das Projekt zusammen?

Die Möglichkeiten der Kooperation mit islamischen Gemeinden sind vor allem durch ihre unterschiedliche Schwerpunktsetzung, Ausrichtung und Struktur bestimmt. Wir haben zunächst die Kooperation mit der alevitischen Gemeinde begonnen. Die alevitische Gemeinde⁴ agiert berlinweit und ist nicht so sehr in den einzelnen Quartieren und Vierteln Berlins verankert, sondern auf das Gemeindezentrum in Kreuzberg ausgerichtet. Unser Projekt, das vor allem auf die Vernetzung im Quartier abzielt und dort die Kommunikation zwischen Gemeinde, Eltern und Schule verbessern will, stieß durch diesen zentralistischen Ansatz an seine Grenzen.

Wir wollten mit allen Gemeinden, die eine Bereitschaft zur Kooperation haben, ob alevitische Gemeinde oder Moscheegemeinde, zusammenarbeiten. Aus praktischen Gründen war es mit den Milli Görüş-Gemeinden am einfachsten, was nicht bedeutet, dass wir uns darauf beschränken wollen, im Gegenteil. Aber wir sind nur ein kleines Projekt und es muss viel mehr Zeit und Energie in die einzelnen Aktivitäten fließen, um die Arbeit wirklich in Gang zu setzen, als wir uns das am Anfang gedacht haben. Das Projekt ist kein Selbstläufer. Bis man Verabredungen getroffen, die verschiedenen Leute zusammengebracht und Misstrauen überwunden hat, vergeht viel Zeit. Ein missverständliches Wort bei einem Treffen und schon gibt es wieder Probleme. Es gibt in den Gemeinden eine Geschichte des Misstrauens und der Verletzungen und eine Geschichte der Marginalisierung. Alles das führt dazu, dass die Zusammenarbeit mühsam ist und viel Zeit braucht und dass wir nicht so große Sprünge machen können, wie wir gern würden.

Wir möchten die Interessen und Ziele der Schule in den Moscheegemeinden sichtbar machen und umgekehrt dazu beitragen, dass Schulen ihre Vorbehalte gegenüber den Gemeinden überdenken und überwinden, als Voraussetzung, um mit ihnen in Kontakt zu treten. Die Angst, Islamisten eine Plattform und ein Forum für ihre Vorstellungen zu liefern, halten wir für unbegründet. Wir stärken durch unsere Aktivitäten die integrationsorientierten Flügel der Gemeinden und tragen dazu bei, ihre Isolation und Verkapselung aufzubrechen. Die kontroversen Strömungen und Meinungen, die innerhalb der Gemeinden existieren, werden dadurch auch außerhalb der Gemeinden als Ausdruck eines lebendigen Prozesses der Auseinandersetzung sichtbar.

Gibt es Schwierigkeiten und Widerstände?

Die strukturellen Schwierigkeiten auf Seiten der Gemeinden sind ein Problem, das vor allem in den fehlenden Ressourcen begründet ist. Die Mitglieder arbeiten ehrenamtlich und das bedeutet ein erhebliches Engagement. Wenn man diese Strukturen der Selbstverwaltung und des ehren-

⁴ Kurzinformationen zur alevitischen Gemeinde werden auf S. 18 gegeben.

amtlichen Arbeitens z. B. mit den etablierten Strukturen und dem durch die Kirchensteuer finanzierten Verwaltungsapparat der christlichen Kirchen vergleicht, dann werden die Herausforderungen, vor denen die muslimischen Gemeinden stehen, besonders deutlich. In unserem Fall war das Projekt besonders für die jungen Frauen interessant, die Pädagogik studiert oder eine sozialpädagogische Ausbildung hatten. Sie verfügten über das nötige Knowhow. Wenn sie dann aber einen Arbeitsplatz fanden, konnten sie dem Moscheeverein nicht mehr wie bisher ehrenamtlich zur Verfügung stehen. Damit brach dann oft die Aufbau- und Entwicklungsarbeit ab. Wir betreten mit dem Projekt Neuland, denn wir können an keine vergleichbaren Erfahrungen und Strukturen anknüpfen. Aber das macht die Arbeit auch so spannend, es ist eine große Flexibilität dafür nötig und wir lernen ständig dazu.

Welchen Herausforderungen begegneten Ihnen beim Betreten dieses Neulands?

Gerade weil wir in einem Bereich arbeiten, in dem sehr viel Sensibilität verlangt wird, nehme ich es als Problem wahr, wenn einzelne Negativ- und Konfliktbeispiele aufgebauscht und generalisiert werden. Es passiert häufiger, dass Aussagen, die nicht überprüft werden, zu Gerüchten führen, die dann ihre Kreise ziehen und als Folge Beziehungen gefährden. Wir hatten z. B. an einer Grundschule eine Familie, von der ständig ein Benachteiligungs- und Rassismusklage gegenüber der Schule erhoben wurde. Diese Familie hatte sich auf die Schule eingeschossen und warf der Moscheegemeinde, zu der sie sonst keinen Kontakt hatte, vor, mit der Schule als Hort der Ausländerfeindlichkeit zu kooperieren. Das geschah gerade zu einem Zeitpunkt, als wir damit begonnen hatten, Kontakte zu knüpfen und die Kooperation aufzubauen. Die Gefahr bestand, dass der Vorwurf der Ausländerfeindlichkeit — verallgemeinert und als Tatsache hingenommen — die Kooperation von Seiten der Gemeinde verhindert hätte. Es ist uns gelungen, für eine differenzierte Darstellung des Falls zu sorgen und zwischen der Gemeinde und der Schule zu vermitteln, sodass beidseitig der Kooperation zugestimmt wurde. Auch auf Seiten der Schule gibt es negative Einzelerfahrungen, etwa mit muslimischen Familien, die dann verallgemeinert und mit „dem Islam“ erklärt werden und schnell in den Vorwurf des Islamismus münden.

Was sind die Ziele und Entwicklungschancen des Projekts?

Die Entwicklungschancen sehe ich darin, dass Beziehungen zwischen den Schulen und den Gemeinden zustande kommen, dass Vertrauen aufgebaut wird und Kommunikation sowie Kooperation entstehen können. Die Eltern erhalten durch die Gemeinden niedrigschwellige Angebote, die es ihnen ermöglichen, neue Kooperationserfahrungen mit der Schule zu sammeln und Informationen über die Bildungsangebote der Schule und der Einrichtungen im Bezirk zu erhalten.

Unser Ziel ist es, ein Netzwerk zu hinterlassen, das sich selber trägt, weil die Menschen erkannt haben, dass das Interesse an der Entwicklung der Kinder verbindet, weil sie sich kennen, Vertrauen aufgebaut haben und die Beziehungen weiter pflegen, ohne dass wir uns weiter darum kümmern müssen. Es wäre schon viel gewonnen, wenn zu den islamischen Gemeinden ein normales Verhältnis, ein vergleichbares Verhältnis existiert wie z. B. zur protestantischen Gemeinde nebenan. Auch wenn man betont säkular ist und eigentlich die Religion nicht so sehr in der Schule haben möchte, kann sich ja durchaus ein freundliches Verhältnis entwickeln.

Was bedeutet das für das pädagogische Personal?

Wenn es uns gelingt, das pädagogische Personal stärker für die Voraussetzungen und Bedingungen der muslimischen Eltern mit Migrationshintergrund, vor allem wenn sie aus der Unterschicht kommen, zu sensibilisieren, hätten wir schon viel erreicht. Oft ist der Schule die Komplexität der Barrieren, denen sich Eltern gegenübersehen, nicht bewusst. Was bedeutet es, wenn man nur eingeschränkt kommunizieren kann und gleichzeitig Angst hat, dass dieser Mangel dem Kind angelastet wird? Ich kenne das Beispiel einer Mutter, die hat es sich zum Programm gemacht, alle zwei, drei Tage vor der Klassentür ihrer Tochter auf die Lehrerin zu warten und sie mit einem freundlichen „guten Morgen“, zu begrüßen. Sie geht davon aus, dass ihr Gruß auch als ihr

Interesse an der Schule und der schulischen Entwicklung ihrer Tochter wahrgenommen wird und dass die Lehrerin die Bereitschaft und das Interesse der Mutter honoriert. Die Lehrerin wird sicherlich auch „guten Morgen“ sagen und vielleicht auch etwas irritiert sein, aber das Anliegen, das die Mutter damit verbindet, mit großer Wahrscheinlichkeit nicht verstehen.

Die Angst der Eltern vor der Schule, vor der eigenen Unerfahrenheit und Unbeholfenheit, vor den verständnislosen Blicken und dem nachsichtigen Lächeln ist eine große Hürde, die eine Kontaktaufnahme erschwert, wenn nicht sogar verhindert. Wir möchten die Eltern in der Moscheegemeinde, dem Ort, wo sie sich sicher und respektiert fühlen, durch Unterstützungsangebote dazu befähigen, diese Hürden zu überwinden und sich aktiv in die Schule einzubringen. Unterstützt werden wir dabei durch die Kooperation mit dem Arbeitskreis Neue Erziehung (ANE)⁵

Interview mit Markus Schega

Markus Schega hat an drei verschiedenen Grundschulen in Kreuzberg als Lehrer gearbeitet. Seit 2009 ist er Schulleiter der Nürtingen-Grundschule in Kreuzberg.

Wie lässt sich der soziokulturelle Hintergrund der Schüler/-innen Ihrer Schule charakterisieren?

Wir haben ca. 70 % Familien an der Schule, die Transfergelder vom Staat beziehen und damit spiegeln sie ziemlich genau die Situation im Einzugsbereich wider. Den sogenannten n. d. H.-Anteil, diesem Begriff stehe ich sehr kritisch gegenüber, kann man ja in den Schulporträts nachlesen — leider, denn daran wird häufig die Qualität von Schulen festgemacht. Außerdem wird damit oft eine ethnische Grenzlinie gezogen und die Marginalisierung von migrantischen Gruppen festgeschrieben.

Wir haben in dem migrantischen Milieu eine große Heterogenität, genauso wie in dem so genannten deutschen Milieu. In unsere Schule gehen Kinder aus konservativ religiösen Familien bis zur Professorentochter. Aber diese Vielfalt, dieses große Spektrum, ist eine Herausforderung und eine Ressource.

Was hat Sie motiviert an dem Projekt teilzunehmen?

Als ich an die Schule kam und an der ersten Sitzung der Gesamtelternvertretung teilnahm, stellte ich fest, dass nur bildungsorientierte, „weiße“ deutsche Eltern vertreten waren. Sie waren offen, an Fragen der Rassismus- und Antidiskriminierungsforschung interessiert und hatten ein großes Problembewusstsein. Nicht repräsentiert waren muslimische Eltern mit Migrationshintergrund. Da kam das Projekt „Brücken im Kiez“ genau richtig, weil es mir die Möglichkeit verschafft hat, zu Moscheegemeinden Kontakte herzustellen.

Der Islam spielt in vielen Familien der Kinder, die unsere Schule besuchen, eine große Rolle. Ich möchte diese Familien besser verstehen und den Kontakt zu den Moscheegemeinden nutzen, um die Eltern und darüber die Kinder besser zu erreichen. Die Kinder müssen sich in der Schule wohlfühlen und das braucht ein gutes Verhältnis zwischen Elternhaus und Schule; es braucht Toleranz, eine offene Haltung und eine Willkommenskultur.

Wie ist die Idee des Projekts an Sie herangetragen worden?

Die Projektleiterin Frau Dr. Schwalgin hatte mich 2009 angesprochen und für das Projekt interessiert. Es eröffnet durch die Kooperation mit den muslimischen Gemeinden neue Möglichkei-

⁵ <http://www.ane.de/startseite.html>

ten, an Eltern heranzutreten, die in der Schule eher im Hintergrund stehen. Die Gemeinden und die Schule verbindet das gemeinsame Ziel, die Bildungschancen der Kinder zu verbessern. Ich stimme von daher auch der auf Bildungs- und Erziehungsfragen bezogenen Kooperation mit Gemeinden der Milli Görüş zu, trotz der Vorbehalte, dass es sich bei der Milli Görüş um eine umstrittene Organisation handelt. Diese Kooperation kann im Interesse der Kinder sinnvoll sein.

Welche Aktivitäten haben die Kooperation bestimmt?

Ich habe zunächst Vorgespräche mit dem Team geführt und dann den Vorstand einer Moscheegemeinde in die Schule eingeladen, ihm das Haus gezeigt und unser Schulkonzept vorgestellt. So sind wir uns näher gekommen. In der Mevlana-Moschee haben wir dann zum Thema „Leseförderung“ eine Veranstaltung durchgeführt, das ist ein Gebiet, mit dem ich mich intensiver beschäftigt habe. Der Bibliothekar meiner Schule und ich haben einen kleinen Vortrag gehalten. Auch die Fatih-Gemeinde haben wir besucht. Daraus ergab sich die Einladung an die Gemeinde, an einem Lesefest in unserer Schule teilzunehmen. Kinder aus der Mevlana- und der Fatih-Gemeinde gehen in unsere Schule und haben, über ihre Eltern vermittelt, unmittelbar von dem Kontakt profitiert.

In den Gemeinden wurden auch Veranstaltungen zu Erziehungsfragen angeboten, z. B. über die Folgen übermäßigen Medienkonsums. Ich war als Gast auf einer Veranstaltung, auf der eine Psychologin den ca. 50 anwesenden Müttern anhand eines guten Beispiels grundlegende Haltungen bezüglich der Erziehung vorstellte: Ein Kind deckt den Tisch, will helfen und dann fällt der Teller auf den Fußboden und zerbricht. Die spontane Reaktion ist Ärger. In der Diskussion ging es um die Frage: Wie kann man in einer solchen Situation reagieren? Wie vermittelt man dem Kind, das man sich über seine Hilfe freut und der zerbrochene Teller nicht so schlimm ist? Das war ein sehr spannendes Gespräch. Ich konnte mich als Schulleiter, aber auch als interessierter Zuhörer einbringen und bekannt machen sowie meine Kontakte vertiefen.

Ein weiterer Kontakt hat sich zur alevitischen Gemeinde entwickelt. Da haben wir mit einem Input von unserer Seite an einer Veranstaltung zur Leseförderung teilgenommen.

Hat sich Ihre Wahrnehmung verändert?

Es geht mir darum, Menschen erst einmal näherzukommen, ihr Handeln zu verstehen und nicht gleich zu werten. Dafür braucht man die Begegnung und Informationen. Frau Uçan, Mitarbeiterin des Projekts, hat mich z. B. bezogen auf die Körpersprache und Verhaltensnormen mancher türkischstämmiger Frauen interkulturell beraten: wie man angemessen im Kreis sitzt, ob man die Beine übereinanderschlägt, was es bedeutet, wenn die Schuhe in die Richtung anderer Menschen zeigen, und aus welchen Gründen eine streng religiöse Frau einem Mann nicht die Hand gibt. Das war nicht nur interessant, sondern dadurch konnte ich auch meine interkulturelle Kompetenz erweitern.

Wenn man sich besser kennt, gegenseitiges Vertrauen und eine Atmosphäre der Wertschätzung entwickelt hat sowie unterschiedliche Positionen auf eine freundliche Art und Weise austauschen kann, lassen sich Grundhaltungen und weltanschauliche Fragen offener und kompromissorientierter diskutieren. In einer Gesprächsrunde trat z. B. die Frage auf, ob die Töchter auch in die Disco gehen dürfen. Diese Frage wurde zum Anlass genommen, um gemeinsam zu überlegen, was Erziehung zur Selbstständigkeit bedeutet, welche Freiheiten Kinder und Jugendliche in unserer Gesellschaft haben und wie frei sie sich entwickeln dürfen.

Wir hatten in der Schule auch den türkischen Konsulatsunterricht angeboten, den ich sogar angeregt hatte und den die Eltern wollten. Widerspruch kam zunächst nicht von Seiten der Schule, sondern von liberalen Eltern mit türkischem Hintergrund. Wir haben in der türkischstämmigen Community viele unterschiedliche Milieus. Da werden Konflikte wie z. B. um den Konsulatsunterricht auch untereinander ausgetragen. Einige Eltern waren von dem Unterricht begeistert und andere schockiert. Die Letzteren sagten: „Wir wollen nicht, dass die Kinder die türkische Nationalfahne ausmalen und die Nationalhymne auswendig lernen. Unsere Kinder leben in Deutschland, ihre Zukunftsperspektive ist hier, und sie sind beides in einer Person: türkisch und

deutsch.“ Die Schulkonferenz hat dann beschlossen, den Konsulatsunterricht wieder zu kündigen, weil er nicht in unser Erziehungskonzept passt und wir konnten die Entscheidung vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung innerhalb der Elternschaft besser vermitteln. Das ist auch ein Effekt des Projekts „Brücken im Kiez“, eine größere Sensibilität und Handlungssicherheit zu gewinnen, um wie in diesem Fall das Spannungsfeld zwischen identitätsstiftenden Angeboten, aber auch Absagen auszuloten. Denn wir machen auch Angebote, die Eltern mit türkischem Hintergrund unsere Wertschätzung ihrer Sprache und Kultur gegenüber zeigen: An unserer Schule wird Türkisch als Arbeitsgemeinschaft unterrichtet, den Unterricht bezahlen wir aus unserem Personalkostenbudget, Wir bieten außerdem islamischen Religionsunterricht an und türkisch muttersprachliche Lesepaten lesen auf Türkisch vor. In unserer Schulbibliothek gibt es ca. 200 türkische Bücher. Diese Angebote unterstützen nicht nur die Entwicklung der Bilingualität, sondern bringen auch zum Ausdruck, dass wir Türkisch, die Muttersprache vieler unserer Kinder, als eine Ressource betrachten.

Wo sehen Sie weitere Effekte des Projekts?

Das Projekt entfaltet nicht so sehr eine Breitenwirkung in der Schule in dem Sinne, dass es das ganze Kollegium anspricht und einbezieht, aber die Aktivitäten führen zu vielen Gesprächen in den verschiedenen Schulgremien und in den Pausen. Das Projekt trägt zu einer Sensibilisierung für den Umgang mit Diversität bei und zu einer Veränderung von scheinbar Selbstverständlichem. So hat sich z. B. die Zusammensetzung in Schulgremien verändert. Als externe Partnerin der Schulkonferenz wurde eine Frau mit Migrationshintergrund gewählt, vorher war es der evangelische Pfarrer. Auch die Gesamtelternvertretung spiegelt inzwischen mehr die Heterogenität an unserer Schule wider.

Die Präsenz von Eltern mit Migrationshintergrund in den Gremien, die Erfahrungen in den Gemeinden, aber auch die Gespräche und die vielen Diskussionen im Kollegium und mit den Eltern führten zu unserem Leitbild, in dem die Entwicklung einer Willkommenskultur und der Inklusionsgedanke an erster Stelle stehen. Inklusion bezieht sich für uns nicht nur auf die Schüler/innen mit sonderpädagogischem Förderbedarf, sondern nimmt die Diversität der ganzen Schülerschaft in den Blick. Der Prozess der Schulentwicklung wird zunächst durch kleine Schritte, Impulse, Anregungen und Initiativen beeinflusst, die zusammenwirken und dann größere Effekte erzielen. Bis es zu einer veränderten Grundhaltung kommt, braucht es viel Geduld und einen langen Atem.

Wie drückt sich das konkret im Schulalltag aus?

Hier ein Beispiel: Wir standen vor dem Problem, dass eine Klasse aufgelöst werden musste. Nach welchen Kriterien sollten die Kinder auf die anderen Klassen verteilt werden? Wir haben verschiedene Kriterien aufgelistet, z. B. gleichmäßige Verteilung von Jungen und Mädchen, Leistungsvermögen, wer ist befreundet und kann gut zusammen lernen — das Kriterium „Migrationshintergrund“ spielte dabei keine Rolle. Der Umgang mit Heterogenität ist selbstverständlicher geworden.

Werden auch Aktivitäten der Gemeinden in der Schule angeboten?

Nein, da ziehe ich eine Grenze. Ich würde auch keinen offiziellen Kooperationsvertrag mit einer Gemeinde abschließen, unabhängig davon, ob es eine islamische, protestantische oder katholische Gemeinde ist. Wir haben auch gute Beziehungen zur evangelischen Gemeinde, die Kirche steht gegenüber der Schule, und als die Gemeinde anfragte, ob sie einen Gottesdienst in der Schule abhalten kann, habe ich das verneint. Die Schule ist ein neutrales Gebiet, was eine zeitweise Kommunikation und einen Austausch im Interesse der Eltern und ihrer Kinder nicht ausschließt. Die Informationen, wann eine gemeinsame Veranstaltung mit den Gemeinden stattfindet, hängen wir in der Schule aus. Auf den Ankündigungen stehen dann die Logos der Schule, des Projekts und der Gemeinde. Dadurch machen wir die Kooperation mit den Gemeinden auch öffentlich und signalisieren: Das ist uns wichtig, dazu stehen wir.

Gab es auch Widerstände in der Schule von Seiten der Eltern oder des Kollegiums, mit islamischen Gemeinden zu kooperieren?

Nein, ich habe keine Widerstände wahrgenommen. Das Projekt ist sowohl von den Eltern als auch vom Kollegium angenommen worden.

Wie drückt sich das Interesse des Kollegiums und der Eltern an dem Projekt aus?

Wir sind z. B. in der nächsten Zeit zu einer Reihe von Diskussionsveranstaltungen in Moscheegemeinden eingeladen. Es war kein Problem, Lehrkräfte zu finden, die daran teilnehmen. Auch Eltern der Schule, die nicht zu den Gemeinden gehören, sind dabei. Es gibt Inputs zu Grundsatzfragen und Diskussionsrunden und anschließend einen Imbiss. Das ist ein schönes Format, um sich näher kennenzulernen, auch informell. Dadurch entsteht eine andere Atmosphäre und ein persönlicher Rahmen, der vor allem für Eltern wichtig ist, die nicht gewohnt sind in formalen Strukturen zu agieren und die Probleme haben sich zu äußern und zu argumentieren.

Wo sehen Sie Barrieren und Schwierigkeiten?

Wir betreten Neuland und begegnen vielen Vorurteilen. Die Positionen sind teilweise durch Äußerlichkeiten markiert, wie z. B.: Du trägst ein Kopftuch, du gehörst nicht zu uns, du willst dich ja gar nicht integrieren, usw. Dieses Muster gilt es zu durchbrechen, indem man sich kennenlernt, besser versteht und miteinander redet. Plötzlich entdeckt man viele Berührungspunkte und Gemeinsamkeiten, ohne die Differenzen zu retuschieren oder zu leugnen.

Welches sind die Bedingungen, damit diese Form der Kooperation auch an anderen Schulen gelingen kann?

Diese Kooperation gelingt auch schon an anderen Schulen. Es geht um die Bereitschaft des Kollegiums, sich zu öffnen, Konzepte und Grundhaltungen auch in Frage zu stellen, sich die eigenen Vorurteile bewusst zu machen und sich stärker an den soziokulturellen und individuellen Voraussetzungen der Kinder, die die Schule repräsentieren, zu orientieren.

Die Offenheit und die Bereitschaft, eigene Haltungen zu prüfen und sich eigene Vorurteile bewusst zu machen, war in der Nürtingen-Grundschule Voraussetzung, um sich z. B. für ein zweitägiges Diversity-Training⁶ zu entscheiden. Dieses Training ist für alle wichtig, die in Bereichen arbeiten, in denen soziokulturelle Heterogenität eine große Rolle spielt. Alle Mitarbeiter/innen der Schule haben teilgenommen, auch die Hausmeisterin und die Sekretärin. Wir erfuhren, wie schnell wir ein fertiges Bild von Menschen entwickeln und wie unsere Wahrnehmung beeinflusst wird. Ich glaube, gerade als Pädagogen sind wir schnell versucht zu sagen: „Nein, mit diesem soziokulturellen Hintergrund schafft das Kind den Schritt auf das Gymnasium nicht.“ Wir wissen, dass Schule vor allem bei Kindern aus dem migrantischen Milieu und aus der Unterschicht die Talente oft nicht sieht und zu schnell Urteile fällt, die erfolgreiches Lernen und Schulkarrieren verhindern.

Welche weiterführende Perspektive sehen Sie?

Mit dem Projekt „Brücken im Kiez“ haben wir Kontakte zu den islamischen Gemeinden aufgebaut, die uns wichtig sind und die wir auch weiter pflegen wollen. Es ist eine Grundstruktur geschaffen worden, die wir auch weiterhin durch Begegnungen und Veranstaltungen am Leben erhalten wollen. Wir können auf die Gemeinden zugehen und diese wissen, dass sie sich an uns wenden können. „Brücken im Kiez“ ist ein Projekt, das Anstöße und Impulse gibt und die Menschen zusammenbringt und vernetzt. Um eine Organisation wie Schule tiefgreifend zu verändern, braucht es aber mehr Ressourcen.

⁶ Diversity-Training wird von „Eine Welt der Vielfalt“ zu verschiedenen Schwerpunkten, z. B. Religion, Gender, Antirassismus, angeboten: info@ewdv-berlin.de, www.ewdv-berlin.de

„Brücken im Kiez“ war für uns wie ein Startschuss, um Diversität stärker in den Blick zu rücken. Das gilt es fortzusetzen, aber mit einer größeren Tiefenwirkung. Wir nehmen in einem nächsten Schritt an dem Projekt „Kompetenz stärken, Toleranz fördern“ teil, das durch das Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) und den Integrationsbeauftragten von Berlin gefördert wird. In unserer Schule heißt das Projekt NURTIKULTI. Es geht um die Entwicklung einer Kultur der Vielfalt an der Schule. Das ganze System Schule wird in den Blick genommen, indem zunächst durch Datenanalyse, teilnehmende Beobachtung und Interviews mit den Eltern dem pädagogischen Personal und den Kindern in einer Bestandsaufnahme die aktuelle Situation erfasst und analysiert wird. Mich hat die Selbstverständlichkeit gefreut, mit der das Kollegium zustimmte, sich und seine Arbeit in einem ersten Schritt auf eine Art Prüfstand zu stellen. In einem zweiten Schritt werden dann gemeinsam Maßnahmen verabredet. Mein Interesse ist, dem Ziel einer Schule näherzukommen, die Diversität als Ressource wahrnimmt, Chancengerechtigkeit unabhängig vom soziokulturellen Hintergrund ermöglicht und Probleme konsensorientiert löst. Das wäre dann eine Schule, die als Modell für die Gesellschaft der Zukunft wirkt.

Interview mit dem Projektteam „Brücken im Kiez“

Caroline Armand ist die für das Projekt zuständige Referentin der Stiftung *Brandenburger Tor*. Sie hat Bildende Kunst studiert und im Bereich Kunstvermittlung für Kinder und Jugendliche gearbeitet. Sie ist Französin und lebt seit 8 Jahren in Deutschland.

Dr. Susanne Schwalgin ist die Projektleiterin. Sie ist promovierte Ethnologin. Ihre Schwerpunkte liegen im Bereich der Migrationsforschung. „Schule in der Einwanderungsgesellschaft“ ist eines ihrer zentralen Themen.

Neslihan Kurt ist Projektmitarbeiterin. Sie hat Turkologie, Islamwissenschaften und Politologie studiert und war nach einer Weiterbildung im sozialen Bereich als Familienhelferin und in der Jugendarbeit tätig. Ihre Familie ist aus der Türkei nach Deutschland eingewandert.

Meryem Uçan ist fachliche Beraterin des Projekts. Sie hat Sozialpädagogik studiert und in einer Kreuzberger Grundschule ein Konzept für Elternpartizipation entwickelt und umgesetzt. Ihre Familie ist aus der Türkei nach Deutschland eingewandert.

Wie nehmen Sie das Verhältnis zwischen Moscheegemeinde, Eltern und Schule wahr?

M. Uçan: Nach unseren Erfahrungen ist das Verhältnis zwischen Moscheegemeinde und muslimischen Eltern auf der einen und der Schule auf der anderen Seite sehr stark von Vorurteilen und Schuldzuweisungen bestimmt, auch orientiert an der Frage, wer für das Scheitern der Kinder in der Schule verantwortlich ist. Wir müssen mit Befürchtungen, Verdächtigungen und Zuschreibungen umgehen. In der Schule wird vor Indoktrination und der Gefahr des Islamismus gewarnt und aus den Gemeinden hören wir die Sorge, wieder in einem falschen Licht zu erscheinen, ausgenutzt zu werden und sich gegen den Vorwurf der Demokratiefeindlichkeit des Islam zur Wehr setzen zu müssen.

N. Kurt: Es braucht viele Kontaktgespräche und Begegnungen, bis von den Eltern und den Gemeinden zum Ausdruck gebracht wird: „Ja, das Projekt interessiert sich wirklich für uns und unsere Probleme und wir können den Mitarbeiterinnen vertrauen.“ Wir arbeiten im wahrsten Sinne des Wortes als Brücke, um neue Erfahrungen zu ermöglichen und Misstrauen und Vorbehalte abzubauen. Unser langfristiges Ziel ist es, die Brücke zwischen Elternhaus, Schule und Gemeinden strukturell zu verankern, aber im Moment ist es noch eher so, dass wir als Personen die Funktion der Brücke übernehmen.

Wie fing alles an, wie wurde das Projekt auf den Weg gebracht?

C. Armand: Die Stiftung *Brandenburger Tor* fördert keine Projekte, die von außen herangetragen werden, sondern entwickelt ihre eigenen Projekte. Die Beiräte der jeweiligen Förderbereiche schlagen Projekte vor, die in der Regel aus ihren Arbeitsbereichen kommen. An dem von Prof. Schiffauer angebotenen Projekt interessierte die Stiftung besonders der Kooperationsansatz mit den Moscheegemeinden. Die Grundidee, eine Verantwortungspartnerschaft zwischen Schulen, muslimischen Familien und muslimischen Gemeinden herzustellen, hat überzeugt. Um die Kooperation zwischen Elternhaus und Schule zu verbessern, werden die islamischen Gemeinden stärker einbezogen, weil sie ein Bildungsinteresse haben und dort Eltern erreicht werden, die sonst für die Kooperation mit der Schule nur schwer zu gewinnen und z. B. selten in den Elternbeiräten präsent sind. Das Projekt läuft seit 2009, ist bis 2013 gesichert und sollte danach weitergeführt werden.

Wie sind Sie vorgegangen, um das Projekt in Gemeinden und Schulen zu etablieren?

S. Schwalgin: Wir sind anfänglich davon ausgegangen, dass es starke Überschneidungen zwischen dem Einzugsgebiet von Schulen und Moscheegemeinden in einem sozialräumlichen Umfeld geben müsste. Wir hatten die Vorstellung, dass wir eine Schule finden, deren Kinder und Eltern zu einer bestimmten muslimischen Gemeinde gehören. Das hat sich im weiteren Verlauf unserer Arbeit so generell nicht bestätigt. Es gibt Gemeinden und Schulen, bei denen das so ist, das sind aber eher die Ausnahmen. Wir haben in Kreuzberg zweigleisig begonnen. Zum einen haben wir den Bedarf an einer (damaligen) Integrierten Haupt- und Realschule sondiert, zum anderen haben wir Kontakte zu muslimischen Gemeinden hergestellt und ihnen das Projekt vorgestellt. Wir wollten mit diesem ersten Schritt herausfinden, wo die Chancen und die Probleme einer Kooperation zwischen Schule und Gemeinde liegen und wie sich das Projekt einbringen kann. Die Gemeinden waren an dem Projekt interessiert, aber unsere Erwartungen an sie waren noch zu unspezifisch. Wir hatten die Vorstellung, wenn man aktive und engagierte Personen aus der Schule und der Gemeinde identifizieren und zusammenführen kann, dann finden sie zu einem gemeinsamen Tätigkeitsfeld und begeben sich in einen Prozess des Kennenlernens und der Auseinandersetzung, den wir dann moderieren. Diese Erwartung hat sich nicht bestätigt.

Welche Erwartungen waren von Seiten der Gemeinden und der Schule mit dem Projekt verbunden?

S. Schwalgin: Ein weiteres Problem war, dass es sehr unterschiedliche Erwartungshaltungen auf Seiten der Schule und der Gemeinden gab. Die Schule hatte z. B. Probleme mit Schülerinnen und Schülern, die eine große Schuldistanz zeigten, und erwartete von den Gemeinden, dass sie ihren Einfluss geltend machen würden, um die Schüler/innen zu motivieren, nicht zu schwänzen und wieder in die Schule zu kommen. Eine weitere Erwartung an die Gemeinden war darauf gerichtet, eine qualifizierte Nachhilfe für die Schüler/innen zu organisieren. Außerdem hatten die Lehrkräfte bei den Treffen mit den Gemeinden den Eindruck gewonnen, dass die durch die Gemeinde repräsentierten Jugendlichen sehr viel bildungsambitionierter und leistungsorientierter waren als die Schülerschaft ihrer Schule und somit nicht ihrer Klientel entsprachen. Es ging der Schule also in erster Linie um Unterstützungsmaßnahmen für die Lösung ihrer Probleme und eine möglichst wirkungsvolle Entlastung. Auf keinen Fall sollte die Kooperation mit den Gemeinden mit Mehrarbeit verbunden sein. In einer Situation, in der pädagogische Fachleute gefragt waren, fühlten sich die auf ehrenamtlicher Grundlage arbeitenden Moscheegemeinden überfordert.

M. Uçan: Diese Form der Kooperation war sehr kurzfristig auf den unmittelbaren Erfolg ausgerichtet. Es wurde sehr schnell deutlich, dass wir einen längeren Atem brauchen, um Kooperationsprozesse erfolgreich anzuschieben, die Schulen und Gemeinden nicht zu überfordern und die

Interessen und Bedürfnisse von beiden Seiten zu berücksichtigen. Nach dieser Erfahrung haben wir einen Perspektivwechsel vorgenommen. Zum einen hatten wir durch unsere Kontakte erfahren, wie sehr die Sekundarschulreform Kräfte und Ressourcen des pädagogischen Personals beanspruchte, sodass wir uns zukünftig stärker auf die Grundschulen als schulische Kooperationspartner beziehen wollten. Zum anderen wollten wir stärker die Gemeinden in den Blick nehmen und von ihnen ausgehend Angebote an die Eltern und die Schule richten. So entstand das Format der Elternseminare, die gemeinsam mit den Gemeinden durchgeführt werden.

S. Schwalgin: Das waren sehr anstrengende Suchbewegungen, über die wir wesentliche Informationen über die Schulen und Gemeinden erhielten und uns ein Fundament von Erfahrungen und Einschätzungen erarbeiten konnten. Insofern würde ich diesen Prozess nicht als Misserfolg oder Fehlschlag werten. Unsere Erfahrungen zeigen auch, dass die Vorstellung, man könne über Jahrzehnte gewachsene problematische Strukturen mit einer Projektintervention schnell und effizient verändern, unrealistisch ist. Das Wichtige für mich ist auch, dass in dem Projekt die Offenheit und die Bereitschaft besteht, sich an den Voraussetzungen und Bedürfnissen der involvierten Akteure zu orientieren und zu reflektieren, was gelungen ist und was nicht, um daraus Schlüsse zu ziehen und die weitere Arbeit den neuen Erkenntnissen anzupassen. Das ist für mich das Besondere an diesem Projekt, dass wir nicht Misserfolge verstecken und starr verharren, sondern dass wir flexibel darauf reagieren können. Diese Offenheit und Flexibilität teilt sich auch den Menschen mit, mit denen wir kooperieren, ob in den Schulen oder den Gemeinden. Wir schaffen damit Vertrauen, weil sie erfahren, dass sie sich mit ihren Ideen, Vorschlägen und Interessen einbringen können und berücksichtigt werden.

Wie verlief die 2. Projektphase?



BRÜCKEN IM KIEZ
Bildungspartnerschaften zwischen Migrantenorganisationen, Familien und Schulen

Aileler için düşünülmüş olan seminer serisi –
"Ailede ve Okulda Eğitim". Bu seferki konumuz:

**"Okul diploması ve meslek yönlendirmesi:
Okullar ve veliler çocukları nasıl
daha iyi destekliyebilir?"**

Konuk misafirimiz Hermann-von-Helmholtz
okulun müdürü Roland Högler.

Seminer ücretsizdir ve hem almanca hem de türkçe
sunulmaktadır. Seminer esnasında çocuklar için
bakım imkanı sunulmaktadır.

Pazartesi günü,
23.01.2012
17:00 - 19:00 arası

Gazi Osman Paşa Camii'nde
Schöneweider Straße 11
12055 Berlin

"Brücken im Kiez" Brandenburg Tor yakın bir projesidir
ve Gazi Osman Paşa Camii'si ile ortaklaşa düzenlenmektedir.
Bu etkinlik Hermann-von-Helmholtz okulu ile ortaklaşa sunulacaktır.

STIFTUNG
BRANDENBURGER TOR

GAZI OSMAN PAŞA
MOSCHEE

BRÜCKEN IM KIEZ

Abbildung: Plakat Elternseminar

S. Schwalgin: Wir haben in Kreuzberg und später auch in Neukölln begonnen, gemeinsam mit den Gemeinden Elternseminare anzubieten. Die Themen suchen sich die Eltern selbst aus, z. B. „das Berliner Schulsystem“, „Übergänge in die weiterführenden Schulen“, „Hausaufgaben“, „Kommunikation in der Familie“, „Werteerziehung“ und „Medienerziehung“. Analog zu den thematischen Schwerpunkten des jeweiligen Seminars laden wir Schulleiter/innen und Lehrkräfte oder auch andere pädagogische Expert/innen ein, die einen inhaltlichen Input geben und mit den Eltern ins Gespräch kommen.

Durchschnittlich nehmen ca. 15 Personen an den Veranstaltungen teil, wobei die Beteiligung in den einzelnen Gemeinden sehr unterschiedlich sein kann, zwischen 5 und 50 Teilnehmer/innen. Auch für die Gemeinden ist es nicht einfach, Eltern zu erreichen und zu motivieren. Wesentlich ist, dass die dafür Zuständigen in den Gemeinden die Eltern nicht nur schriftlich durch Flyer oder Poster informieren, sondern sie auch persönlich ansprechen. Alle Veranstaltungen werden zweisprachig moderiert.

N. Kurt: Für die in Kooperation mit der Schule durchgeführten Elternseminare wurde mit Flyern und Postern auch in der Schule geworben.



Abbildung: Elternseminar in der Fatih Gemeinde

Dadurch wurden auch interessierte Eltern erreicht, die nicht zu der Moscheegemeinde gehörten, aber an dem Thema interessiert waren. Wenn muslimische Eltern sehen, dass die Schule an den Aktivitäten der Gemeinden interessiert ist und mit ihnen kooperiert, dann schafft das auch Vertrauen und unterstützt unsere Arbeit. Das hat eine Signalwirkung für die Eltern, aber auch für das pädagogische Personal, das unter anderem auch auf diesem Weg über das Projekt und die Kooperation zwischen Schule, Eltern und Moscheegemeinde informiert wird.

M. Uçan: Neben dem Ziel, den Eltern durch die Seminare Informationen und einen Raum für Austausch und Kontakte zu Schulen und Lehrkräften zu bieten, geht es uns auch darum, Beziehungen zu knüpfen. Vor einem Elternseminar finden in der Regel Vorgespräche zwischen den Verantwortlichen in der Gemeinde und den eingeladenen Expert/innen statt. In den Seminaren gibt es meistens zuerst einen thematischen Input. Das anschließende Gespräch ist sehr darauf ausgerichtet, dass ein Austausch an Meinungen, Erfahrungen, Ideen stattfinden kann. Zu anderen Themen werden vorab Fragen gesammelt und zusammengestellt, die dann in einem gemeinsamen Gespräch mit Vertreter/innen der Schule diskutiert werden. Es werden in den Seminaren Themen in einem professionellen Rahmen angesprochen — nicht wie sonst üblich nur innerhalb der Familie oder innerhalb eines privaten Vertrauenskreises. So entstehen für die Teilnehmer/innen viele Erfahrungs- und Gesprächsebenen, die dazu beitragen, dass eine neue Perspektive auf die Schule entstehen kann.

N. Kurt: Viele Eltern haben auch die Befürchtung, wenn es um Fragen der Elternrechte und Elternpartizipation geht, dass sie aufgrund ihrer fehlenden Erfahrungen und mangelnden Kenntnisse scheitern, als defizitär betrachtet werden und sich lächerlich machen. Ihre Diskriminierungserfahrungen und Ängste hindern sie, sich offensiv einzubringen. Wir möchten Eltern helfen, ihre Schwellenangst zu überwinden. Die Seminare bieten die Möglichkeit, den Schulleiter/die Schulleiterin und die Lehrkräfte als vertrauenswürdige und interessierte Menschen näher kennenzulernen und gemeinsam Strategien zu entwickeln, um Befürchtungen zu entkräften. Eltern berichten auch von ihren positiven Erfahrungen mit der Schule und machen sich im Austausch untereinander Mut.

S. Schwalgin: Schule ist in einer überlegenen Position, denn sie weist nun einmal Bildungschancen und Abschlüsse zu. Im Verhältnis zwischen Schule und Eltern, egal welcher Herkunft, entstehen häufig Probleme, die sich aus dieser Asymmetrie im Verhältnis beider Institutionen, Schule und Elternhaus, ergeben. Eltern, die sich in diesem System nicht zurechtfinden, denen die Erfahrungen und Voraussetzungen fehlen, haben es sehr schwer, die Interessen ihrer Kinder wahrzunehmen und sich durchzusetzen. Ihnen eine Brücke zum Verständnis der Strukturen zu bauen und Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen, ist unser Ziel. Die Schulleiter/innen und Lehrkräfte, die in den Gemeinden den Kontakt mit den Eltern suchen, liefern ein positives Beispiel für das Bemühen um eine Kommunikation auf Augenhöhe. Für die Eltern ist das auch Ausdruck von Wertschätzung und Achtung, wenn sie z. B. sagen: „Ich bin überrascht und begeistert. Da ist ein Schulleiter in unsere Gemeinde gekommen, mit dem kann man ganz entspannt und offen reden.“

M. Uçan: Wir haben durch die Begegnungen und Gespräche in den Gemeinden erfahren, wie wichtig es für die Eltern ist, einen neutralen schulunabhängigen Raum zur Verfügung zu haben, um offen über Fragen und Probleme reden zu können, die ihnen am Herzen liegen. Dabei ist es durchaus ein Vorteil, dass Schulleiter/innen und Lehrkräfte oft von einer anderen Schule kommen

und nicht für das eigene Kind zuständig sind. Die Eltern müssen auf diese Weise keine Angst haben, dass ihre kritischen Äußerungen und Fragen negative Auswirkungen für ihr Kind haben.

Wo sehen Sie Stolpersteine und Barrieren?

S. Schwalgin: Die Stolpersteine und Barrieren stecken zum einen in den unterschiedlichen Strukturen von Schule und Gemeinden und der Tatsache, dass die Arbeit von Seiten der Gemeinden ehrenamtlich verrichtet wird. Auch das pädagogische Personal muss zusätzliches Engagement aufbringen, das nicht durch das Stundenkontingent der Schulen abgedeckt wird. Zum anderen gibt es Einstellungen und Haltungen, die gekennzeichnet sind durch Vorurteile, Zuschreibungen und Missverständnisse, die eine Kooperation erschweren.

M. Uçan: Da wir vor allem beziehungsorientiert arbeiten, stellen die unterschiedlichen Ansprüche und Erwartungen an die Kommunikation ein großes Problem dar: Was ist das angemessene Tempo der Kommunikation, um möglichst alle zu erreichen? Ist die Tonlage angemessen? Ist der Beitrag zu voraussetzungsstark? Wie wird der richtige Zeitpunkt gefunden, um etwas zu sagen? Diese Aspekte zu berücksichtigen, bedeutet über Kommunikationskompetenz zu verfügen. Hier brauchen vor allem Eltern aus sozial schwachen Milieus Unterstützung und Übung. Aber auch für uns und das pädagogische Personal der Schulen stellt die Kommunikation mit den Eltern eine Herausforderung dar.

Welches sind die Gelingensbedingungen?

N. Kurt: Für Übersetzung zu sorgen, ist eine wichtige Gelingensbedingung. Aufgrund unserer eigenen deutsch-türkischen Zweisprachigkeit ist sie im Team gegeben. Wir erfahren von den Eltern und Gemeinden aber auch einen Vertrauensvorschuss, weil wir als Team in gewisser Weise auch ihre Vielfalt repräsentieren. Mit unserem interkulturellen Hintergrund schaffen wir Identifikationsmöglichkeiten und können die Erfahrungen im Team auch differenzierter reflektieren und auswerten. Wir profitieren z. B. auch davon, dass Meryem Erfahrungen aus der islamischen Gemeindearbeit in das Projekt einbringt, die es uns ermöglichen, anders nachzufragen, zu verstehen und zu interpretieren. Ich bin zwar auch türkischstämmig und Muslimin, habe aber keine persönlichen religiösen Erfahrungen im Gemeindebereich.

M. Uçan: Je tiefer wir in die Kooperation mit den Gemeinden eindringen, umso mehr erfahren wir, dass wir es nicht nur mit Menschen zu tun haben, die eine Religion verbindet, sondern wir nehmen die individuellen biografischen Unterschiede und die Diversität auch in Fragen des Glaubens innerhalb der Gruppe wahr. Mit unserem interkulturellen Hintergrund bekommen wir auch die Vielfalt unserer Kooperationspartner/innen stärker in den Blick.

N. Kurt: Über interkulturelle Kompetenz zu verfügen, bedeutet auch, das unterschiedliche Selbstverständnis der Familien im Umgang mit der Schule zu verstehen und entsprechend damit umzugehen. Innerhalb der Familien werden bestimmte Erfahrungen mit Schule und schulischer Bildung tradiert. Was von Eltern in der heutigen Schule erwartet und verlangt wird, verstehen viele von ihnen nicht. Die Haltung „Ich schicke mein Kind in die Schule und für alles Weitere ist die Schule zuständig“ ist für manche Eltern eine Grundeinstellung, die Kooperation auch als Einmischung und damit überflüssig erscheinen lässt.

S. Schwalgin: Zu unserem Selbstverständnis gehört auch, soziokulturelle Determinanten immer wieder kritisch zu hinterfragen, um Zuschreibungen und Kulturalisierungen zu vermeiden. Zu unserer interkulturellen Professionalität gehört nicht nur ein spezifischer biografischer Hintergrund, z. B. die Gemeindezugehörigkeit oder der Migrationshintergrund, sondern auch die berufliche und fachliche Qualifikation. Die unterschiedlichen biografischen, aber auch professionellen Faktoren machen die Mischung aus, die für unsere Arbeit wichtig ist.

N. Kurt: Ein wichtiger Aspekt in der Arbeit mit den Vertretern der Gemeinden und den Eltern ist auch, dass wir auf einer sehr persönlichen Beziehungsebene agieren. Es ist uns wichtig, sie nicht nur in unserem Projektkontext als Kooperationspartner und Multiplikatoren zu sehen. Wir sprechen mit ihnen auch über Familienangelegenheiten und die Dinge, die sie bewegen, und

auch wir teilen von uns Privates und Persönliches mit. Darüber lernen wir uns besser kennen und verstehen und schaffen die Grundlagen eines vertrauens- und respektvollen Umgangs miteinander. Das kommt dann auch wieder dem Projekt zugute, was sich in der Identifizierung mit den Projektzielen und der Übernahme von Verantwortung ausdrückt.

Lassen sich Ergebnisse des Projekts auf die Schule übertragen?

S. Schwalgin: Unsere Bedingungen und Voraussetzungen lassen sich nicht unmittelbar auf die schulische Situation übertragen. Wir sind aber durchaus daran interessiert, dass unsere Ergebnisse auch von der Schule genutzt werden. Am Ende des Projekts wollen wir eine Dokumentation veröffentlichen, in der wir auch praktische Konsequenzen aus der Arbeit vorstellen und Anregungen für die pädagogische Praxis liefern. Außerdem ist geplant, dass wir unsere Ergebnisse und Vorschläge in die Lehrerfortbildung einbringen.

Welche weiterführenden Aktivitäten verfolgt das Projekt?

S. Schwalgin: Die Elternseminare sind nach wie vor ein wichtiges Angebot. Aus den Erfahrungen mit ihnen sind weitere Angebote und Perspektiven entstanden.

- Die Elternseminare bieten einen Rahmen, in dem erste Kontakte entstehen können, sie bieten aber nicht den geeigneten Rahmen, diese ersten Ansätze von Beziehungen zu vertiefen. Aus den Elternseminaren hat sich die Idee zu Brückengesprächen entwickelt, die wir ab Mai mit dem Netzwerk, das wir um das Fatih-Kulturhaus herum geknüpft haben, umsetzen wollen. An diesen Brückengesprächen werden interessierte Personen teilnehmen; Gemeindemitglieder, Eltern und Lehrkräfte, die sich bereits aus den Elternseminaren kennen. Schwerpunkt der Brückengespräche ist die Fragestellung: „Wie kann ein konstruktiver Umgang mit kulturell-religiöser Diversität in Schule und Familie gelingen?“ Neben dem Ziel, Beziehungen zu vertiefen, sollen die Brückengespräche Eltern, Moscheegemeinden und Schulen handlungspraktisches Wissen für einen konstruktiven Umgang mit religiös-kultureller und sprachlicher Vielfalt in Schule und Familie vermitteln. Um dies zu erreichen, werden Praxisprojekte vorgestellt und diskutiert, die in schulischen und außerschulischen Bildungskontexten erfolgreich durchgeführt wurden. Auf diese Weise können alle Teilnehmer/innen ihre Wissensbasis zu interreligiösen und interkulturellen Ansätzen erweitern. Dabei kann auch über die Möglichkeiten eines Transfers diskutiert werden, den die Eltern, Gemeinden und Schulen im Rahmen eines zeitlich begrenzten Projekts gemeinsam umsetzen können, z. B. im Rahmen von Schulfesten, dem Fastenmonat Ramadan, dem Tag der offenen Moschee oder einer interkulturellen Woche. Im Unterschied zu den Elternseminaren, bei denen die Teilnehmer/innen je nach Thema durchaus wechseln, werden die Brückengespräche in einer festen Gruppe stattfinden. Wenn z. B. Diskriminierungserfahrungen, Verletzungen und Beschämungen thematisiert werden, dann braucht das einen Rahmen, der eine gewisse Intimität und die Entwicklung von Vertrauen ermöglicht.
- Wir haben festgestellt, dass Diskriminierungserfahrungen im schulischen Kontext, die eigenen und die der Kinder, Eltern sehr stark beschäftigen und dem Aufbau von Vertrauen zur Schule im Weg stehen. Um diese Erfahrungen einzuordnen, konstruktiv zu verarbeiten und weiterhin handlungsfähig zu bleiben, braucht es professionelle Unterstützung. Deshalb wollen wir in diesem Jahr erstmals auch ein Empowerment-Training für Eltern anbieten und arbeiten dann mit externen Trainer/innen zusammen.
- Dieses Angebot soll im nächsten Jahr erweitert werden und auch für Schüler/innen zur Verfügung stehen.
- Angedacht ist des Weiteren eine Multiplikatoren Ausbildung für Gemeindemitglieder, um sie u. a. für die Kooperation mit den Eltern und der Schule zu qualifizieren.
- Außerdem schauen wir nach weiteren Kooperationspartnern aus. Wir arbeiten bereits mit dem „Arbeitskreis Neue Erziehung“ (ANE) zusammen, einem Verein, der sich in der demokra-

tischen Elternaktivierung sehr verdient gemacht hat und sich in den letzten Jahren auch für religiös orientierte Eltern geöffnet hat.

C. Armand: Die Stiftung ist schon seit 1998 im Bildungsbereich engagiert und hat in den Projekten „Jugend übernimmt Verantwortung“ und „Schulen übernehmen Verantwortung“ mit vielen Schulen sehr erfolgreich zusammengearbeitet. Die Kooperation mit muslimischen Gemeinden ist eine neue Erfahrung. Nach Beendigung des Projekts ist eine abschließende wissenschaftliche Evaluation geplant.

Literatur zum Thema

- Spielhaus, Riem/Färber, Alexa (Hrsg.) (2006): Islamisches Gemeindeleben in Berlin. Der Beauftragte des Senats von Berlin für Integration und Migration
<http://www.berlin.de/lb/intmig/publikationen/interkulturelles/index.html>
Die Publikation gibt einen differenzierten und vertiefenden Überblick über die für Außenstehende oft verwirrende Vielfalt islamischer Gemeinden und ihrer Dachorganisationen. Eine Adressenliste islamischer Gebetsräume und Vereine in Berlin ist angefügt.
- Jonker, Gerdien/Kapphan, Andreas (Hrsg.) (1999): Moscheen und islamisches Leben in Berlin. Die Ausländerbeauftragte des Senats von Berlin
Die Broschüre führt in die Geschichte der Zuwanderung von Muslimen nach Berlin ein und gibt einen Überblick über die in Berlin vertretenen islamischen Gruppierungen und Strömungen.
- Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.) (2005): Islam einbürgern — Auf dem Weg zur Anerkennung muslimischer Vertretungen in Deutschland. Berlin
Dokumentation der Fachtagung vom 25.04.2005. Die Fachtagung ging der Frage nach, wo rechtliche und politische Rahmenbedingungen weiter ausgeschöpft werden können, um Repräsentanz und Kooperation zu ermöglichen.
- Open Society Institute (Hrsg.), Forscherin Nina Mühe (2010): Muslime in Berlin. London
Schwerpunkt der Berichte über Muslime in EU-Städten im Rahmen des Projekts „At Home in Europe“ des Open Society Institute sind die unterschiedlichen politischen Strategien von Städten und Gemeinden, muslimische Gemeinschaften stärker einzubeziehen und ihre Bedürfnisse zu berücksichtigen. Informationen unter www.soros.org/initiatives/home

Islamische Organisationen

Die alevitische Gemeinde

Aleviten beziehen sich auf Ali, den Cousin und Schwiegersohn des Propheten Mohammed. Sie unterscheiden sich durch eine stark mystisch ausgeprägte Islaminterpretation und eine Reihe sozio-kultureller Besonderheiten von anderen islamischen Gruppierungen. Sie bekennen sich zunehmend zu ihren eigenen Traditionen und Überzeugungen. Das soziale und religiöse Zentrum der Aleviten ist das Cemevi (Cemhaus). Hier finden die Gemeindeversammlungen und religiösen Zeremonien (cem) statt.

Islamische Gemeinschaft Milli Görüş (IGMG)

Milli Görüş (Nationale Sicht) ist eine der wichtigsten islamischen Organisationen in der Bundesrepublik Deutschland. Die Milli Görüş bekennt sich öffentlich zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung, Teile der Gemeinschaft stehen aber im Verdacht Anhänger eines politischen Islam zu sein. <igmg.de>

Verband der Islamischen Kulturzentren (VIKZ)

Der Verband der Islamischen Kulturzentren e. V. ist einer der ältesten und einer der größten islamischen Dachverbände. Er wirkt als Religionsgemeinschaft, ist aber auch im sozialen und kulturellen Bereich tätig. <www.vikz.de>

Gülen-Bewegung

Fethullah Gülen (geb. 1941 in der Türkei) ist islamischer Prediger. Nach ihm wurde die Bewegung benannt. Die Gülen-Bewegung hat keine festen Strukturen, sondern ist ein über persönliche Beziehungen geknüpftes Netzwerk. Orientiert an den Ideen von Said Nursi (siehe Nurcu-Bewegung), zählt sie zu den einflussreichsten islamischen Bewegungen. In Deutschland und anderen westlichen Demokratien setzt sie auf Integration durch Bildung und Dialog. Kritiker werfen ihr allerdings vor, unterschwellig islamistische Ziele zu verfolgen. In Berlin unterhält die Bewegung ein Gymnasium in Spandau. <www.guelen-bewegung.de>

Nurcu —Bewegung

Die Bezeichnung „Nurculuk“ geht auf eine religiöse Reformbewegung in der Türkei zurück, die von Said Nursi (1876-1960) angeführt wurde. Der Begriff „Nurcu“ (Anhänger/Träger des Lichts) wird von vielen Anhängern als Bezeichnung für die Bewegung benutzt. Die Bewegung hat sich zum Ziel gesetzt, die Moderne mit dem Islam zu versöhnen. Sie fordert und betreibt daher eine Neuinterpretation des Korans im Lichte unserer Zeit.

DITIB (Türkisch Islamische Union der Anstalt für Religion e. V.)

Die DITIB-Gemeinden vertreten einen laizistischen, vom türkischen Staat vorgeschriebenen Staatsislam. Der Dachverband vereint bundesweit 896 Ortsgemeinden. Die Aufgaben der in Deutschland tätigen DITIB-Gemeinden bestanden lange Zeit vor allem in der religiösen Betreuung der türkischen Muslime und darin, geeignete Räume für religiöse Andachten und Unterweisungen einzurichten und zu unterhalten. Gegenwärtig engagiert sich die DITIB zunehmend im kulturellen und sozialen Bereich und arbeitet mit staatlichen Organisationen, z. B. dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF), zusammen. <www.ditib.de>

„Transparenz beginnt damit, dass die Kontaktdaten bekannt sind. Also finden Sie hier die Namen von Ansprechpartnern und Sie sind eingeladen, nicht nur am 3. Oktober, dem Tag der offenen Moschee, einmal vorbeizuschauen.“

Arnold Mengelkoch (2010): Moscheen in Neukölln und ihre Angebote.
Hrsg. Bezirksamt Neukölln von Berlin, Migrationsbeauftragter

Adressen und Kontakte in Berlin

- Moscheen und Gebetsräume in Berlin

<http://www.dmk-berlin.de/toplinks/moscheen.htm>

- Moscheen in Neukölln und ihre Angebote

Die Broschüre, herausgegeben von dem Neuköllner Migrationsbeauftragten, informiert über alle Moscheegemeinden Neuköllns und gibt Informationen zu deren Aktivitäten,

http://www.berlin.de/imperia/md/content/baneukoelln/bbmbbv/moscheen_in_neuk__lln2009_2010.pdf